



ZEIT ONLINE



- DEUTSCHLAND
- INTERNATIONAL
- WIRTSCHAFT
- BILDUNG
- WISSEN
- KULTUR**
- LEBEN
- SPORT

- Campus
- Jobs
- Immobilien
- Geld
- Gesundheit
- Literatur
- Musik
- Reisen
- Partnersuche
- Community
- Spielen
- ZEIT Shop

STARTSEITE » KULTUR » FEUILLETON

SEITE 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | » Diesen Artikel auf einer Seite lesen ▼

DRUCKEN PDF-ANSICHT VERSENDEN TEXTGRÖSSE

KUNST

»Ich posiere ja nur«



© DIE ZEIT, 21.06.2007 Nr. 26

SCHLAGWORTE: ▶ Fotografie ▶ Kunst

Die Masken der Schönheit und der Ekel vor den Dingen: Ein Gespräch mit der amerikanischen Foto- und Verwandlungskünstlerin Cindy Sherman

DIE ZEIT : Frau Sherman, es hat lange gedauert, Sie für ein Interview zu gewinnen. Ihr Galerist sagte mir, Sie seien sehr schüchtern und würden grundsätzlich nicht gerne Auskunft über Ihre Arbeit geben, stimmt das?



Cindy Morris Sherman, 1954 in der Nähe von New York geboren, ist mit ihren kunstvoll verarbeiteten Selbstporträts weltberühmt geworden.
© Evan Agostini/Getty Images

Cindy Sherman : Meine Zurückhaltung hat weniger etwas mit Schüchternheit zu tun. Ich rede einfach nicht gerne über meine Arbeit. Wenn ich es zu oft tue, habe ich das Gefühl, mich zu wiederholen. Und wenn ich das, was ich angeblich gesagt habe, dann lese, weiß ich manchmal nicht mehr, ob ich das wirklich gedacht habe oder ob ich es irgendwo über mich bezweifle selbst.

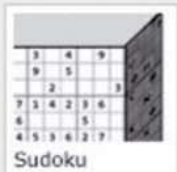
KULTUR: RUBRIKEN

- ▷ Übersicht
- ▷ Musik
- ▷ Feuilleton
- ▷ Literatur

Serviceangebote des ZEIT-Verlages

- ▷ Antiquariat
- ▷ Theater-Spielpläne
- ▷ Ausstellungenkalender
- ▷ Rezensionenbank
- ▷ Leseproben

EXKLUSIV



◀ ZURÜCK 1 2 VORWÄRTS ▶

Anzeige

Die intelligente Auswahl
ZEIT SHOP
» Zum Angebot

Die Zeit-Feuilleton: »Ich posiere ja nur«

Sherman : Ich habe zwei Mal versucht, mit Assistenten zu arbeiten, aber dabei hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, dass ich sie unterhalten müsste und irgendwie beschäftigt aussehen sollte, nur ihretwegen. Wenn ich alleine bin, habe ich das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Im täglichen Leben habe ich dieses Gefühl nicht. Wenn ich alleine arbeite, habe ich eine gewisse Macht. Es hat etwas Befreiendes, und es spielt keine Rolle, was ich tue. Wenn mir eine Arbeit nicht gefällt, zeige ich sie eben nicht.

MEISTGELESEN

- Skandal?: Sind Sie etwa schwanger? »
- Finanzkrise: Sozialismus à la George W. Bush! »

FEUILLETON

ZEIT : Produzieren Sie viel, was Sie letztlich nicht zeigen?

Sherman : Nicht so viel wie andere Fotografen. Ich probiere vorher viel aus. Die Testphasen, bis ich zu dem...

DIE MEISTGELESENEN ARTIKEL

1. Russland: Die Dascha-Avantgarde »
2. Jugenddebatte: Die Bombe tickt »
3. Generationenwandel: Die traurigen Streber »
4. Vivienne Westwood: Her mit dem Zipfelmützenkapuzenkleid! »
5. Psychoanalyse: »Der große Alexander« »

Anzeige

Empfehlung aus dem ZEIT Shop:

DIE ZEIT Der große Kulturführer

Der umfangreichste Kulturführer erklärt in fünf Genres die Welt der Literatur, der Oper, des Schauspiels, der Konzertmusik und der Malerei. In Reportagen und Interviews wird das



DIE ZEIT

»Ich posiere ja nur«

Die Masken der Schönheit und der Ekel vor den Dingen: Ein Gespräch mit der amerikanischen Foto- und Verwandlungskünstlerin Cindy Sherman

DIE ZEIT: Frau Sherman, es hat lange gedauert, Sie für ein Interview zu gewinnen. Ihr Galerist sagte mir, Sie seien sehr schüchtern und würden grundsätzlich nicht gerne Auskunft über Ihre Arbeit geben, stimmt das?

Cindy Sherman: Meine Zurückhaltung hat weniger etwas mit Schüchternheit zu tun. Ich rede einfach nicht gerne über meine Arbeit. Wenn ich es zu oft tue, habe ich das Gefühl, mich zu wiederholen. Und wenn ich das, was ich angeblich gesagt habe, dann lese, weiß ich manchmal nicht mehr, ob ich das wirklich gedacht habe oder ob ich es irgendwo über mich gelesen habe. Oder ich bezweifle selbst, was ich mit einer bestimmten Arbeit sagen wollte. Ob mir in dem Moment, als ich sie gemacht habe, wirklich diese Gedanken durch den Kopf gingen. Die Leute sollen sich lieber selbst ihre Meinung bilden, sie brauchen nicht auf mich zu hören. Es ist ganz schön verrückt, was schon alles in meine Arbeit hineininterpretiert wurde. Ich lese das aber alles mit großem Interesse.

ZEIT: Sie lassen sich nicht nur ungern befragen, Sie arbeiten auch immer allein. Warum?

Sherman: Ich habe zwei Mal versucht, mit Assistenten zu arbeiten, aber dabei hatte ich die ganze Zeit das Gefühl, dass ich sie unterhalten müsste und irgendwie beschäftigt aussehen sollte, nur ihretwegen. Wenn ich alleine bin, habe ich das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben. Im täglichen Leben habe ich dieses Gefühl nicht. Wenn ich alleine arbeite, habe ich eine gewisse Macht. Es hat etwas Befreiendes, und es spielt keine Rolle, was ich tue. Wenn mir eine Arbeit nicht gefällt, zeige ich sie eben nicht.

ZEIT: Produzieren Sie viel, was Sie letztlich nicht zeigen?

Sherman: Nicht so viel wie andere Fotografen. Ich probiere vorher viel aus. Die Testphasen, bis ich zu dem Bild gelange, das ich machen will, sind sehr lang und aufwendig. Ich arbeite auch mit Polaroids und verschieße deshalb nicht so viele Filme.

ZEIT: Sind Sie streng mit sich selbst? Sind Sie eine Perfektionistin?

Sherman: Oh ja, das kann man wohl sagen. Manchmal beneide ich Maler oder Leute, die für ihre Arbeit einfach nur ein Blatt Papier brauchen. Bei meiner Art zu arbeiten kann ich mich einfach nie von einer spontanen Eingebung leiten lassen. Wenn die Kamera und das Licht aufgebaut sind, kann ich nicht einfach etwas anderes machen, was mir gerade so einfällt. Alles ist genauestens durchgeplant. Ein guter Vergleich ist vielleicht der Dreh eines Films. Wenn die Schienen gelegt sind und das Setting einmal steht, kann man nicht mehr alles von einem Moment auf den anderen ummodellieren.

ZEIT: Ihr ganzes Werk wirkt sehr strukturiert und gradlinig. Wie gehen Sie vor? Arbeiten Sie immer nur an einem Thema?

Sherman: Ich habe keine strenge Methode, nach der ich vorgehe. Manchmal mache ich mir kleine Notizen zu Kostümen oder Requisiten, die ich für ein bestimmtes Bild benutzen will. Manchmal sind es bestimmte Gesten, die mich inspirieren. Es ist mehr eine visuelle Vorgehensweise, die weniger mit Schauspielerei zu tun hat. Ich posiere ja nur und bewege mich nicht wie in einem Film. Manchmal arbeite ich stundenlang nur an irgendwelchen Ausdrücken oder Posen, bis ein bestimmter Wesenszug einer Figur zum Vorschein kommt. Dann konzentriere ich mich auf dieses Element und fotografiere so lange, bis ich diesen bestimmten Ausdruck gefunden habe.

Die Zeit – Feuilleton : »Ich posiere ja nur«

ZEIT: Sie arbeiten immer an thematischen Serien wie den *History Pictures*, den *Sex Pictures* oder zuletzt den *Clowns*. Das wirkt so, als würden Sie sehr systematisch vorgehen.

Sherman: Es gibt Phasen, in denen ich überhaupt nicht arbeite, wie zum Beispiel jetzt. Ich bin gerade in ein neues Studio gezogen und hatte monatelang andere Dinge zu tun. Wenn ich dann irgendwann anfangen zu arbeiten, weiß ich oft noch nicht, wo mich das, was ich tue, hinführt. Ich probiere viel aus, habe verschiedene Ideen im Kopf, und irgendwann macht es »klick«, und der Fokus ist klar. Dann arbeite ich mich meist bis zur Erschöpfung an diesem Thema ab, bis mein Kopf leer ist. Manchmal kann das Jahre dauern, manchmal auch nur ein paar Wochen.

ZEIT: Wie lange dauert die Vorbereitung, das Sammeln?

Sherman: Unterschiedlich. Ich sammle eigentlich ständig neue Gegenstände, die ich auf Flohmärkten oder in Trödeläden finde oder in Katalogen für medizinisches Zubehör, wie bei den Prothesen oder Puppen, die ich benutzt habe. Das Zeug liegt manchmal 10, manchmal 15 Jahre bei mir rum, bis ich es benutze.

ZEIT: Als sie Anfang der achtziger Jahre anfangen, sich selbst zu fotografieren, galt Fotografie nicht als Kunst. Wie schwer war es, in dieser Kunstwelt einen Platz zu finden?

Sherman: Es war toll, wenn man es mit der Situation heutiger junger Künstler vergleicht. Auch wenn es eine extrem harte Zeit war. Wir haben nichts verkauft und kein Geld verdient, aber das hat auch niemand von uns erwartet. Die einzigen Leute, die mit Kunst Geld verdienten, waren zu dieser Zeit Robert Rauschenberg oder Jasper Johns oder Andy Warhol. Wir hatten das Gefühl, einfach alles machen zu können, und mussten uns nicht drum kümmern, ob diese Sachen irgendjemand kauft. Das machte einen freier und viel kreativer. Heute gibt es so etwas in dieser Form nicht mehr. Wir hatten alle irgendwelche Jobs als Kellner oder sonst irgendwas. Ich habe in einer Galerie gejobbt, um mich zu finanzieren. Das war eine andere Art von Leben. Politisch war das auch eine sehr aufregende Zeit. Anstatt lange zu diskutieren oder uns zu fragen, was politische Kunst ist, haben wir einfach gehandelt. Die Arbeit sprach für sich selbst. Viele Künstler arbeiteten auf unterschiedlichen Ebenen. Wie man sich ausdrückte, war egal. Es gab Maler, die gleichzeitig auch Filmemacher waren, oder Künstler, die in einer Band spielten, wie zum Beispiel Kim Gordon von Sonic Youth. Es war einfach eine Zeit, in der sich die unterschiedlichsten kulturellen Disziplinen kreuzten oder aufeinanderprallten und das kein Widerspruch war.

ZEIT: Dann kam irgendwann der erste große Erfolg?

Sherman: Ich habe das Anfangs nicht als Erfolg empfunden. Ich war immer etwas neidisch auf meine männlichen Künstlerkollegen, die viel mehr Aufmerksamkeit und Geld für ihre Arbeiten bekamen. Das hat mich irgendwie angespornt. Ich bekam zwar am Ende genauso viel Aufmerksamkeit, aber es hat mich immer wütend gemacht, dass die Künstler den Künstlerinnen immer voraus waren. Ich wollte genauso gut, wenn nicht besser sein.

ZEIT: Und als Ihnen das gelungen war, fingen Sie an, eklige Bilder, die *Disgusting Pictures*, zu machen, in denen Sie dann gar nicht mehr auftauchten? Oder hatten Sie einfach keine Lust mehr, selbst vor der Kamera zu posieren?

Sherman: Diese Serie hat etwas mit meinem großen Erfolg Mitte der achtziger Jahre zu tun. Da fing ich an, mit Puppen zu experimentieren. Ich hatte das Gefühl, in dieser Kunstwelt so etwas wie der »Geschmack des Monats« zu sein. Es gab hier in New York einen riesigen Hype, und jeden Monat schien ein neuer Künstler angesagt zu sein. Dieser Star verkaufte dann einfach alles. Es gab eine Gruppe von jungen Sammlern, die alles von dieser Person aufkauften, aber im nächsten Monat war schon wieder der Nächste dran.

ZEIT: Das erinnert ja sehr an die Situation heute.

Sherman: Ja, es waren immer dieselben Leute, die sich wie Schafe in einer Herde verhielten. Sie kauften das,

was man ihnen sagte. Da dachte ich mir: Okay, ich werde euch ein paar schöne verstörende Bilder liefern, die könnt ihr dann ja mal über euer Sofa hängen. Es hat mir einen irrsinnigen Spaß gemacht, diese Bilder zu produzieren, die von weitem mit ihren Farben und Formen sehr schön und ästhetisch aussahen und dann, bei näherer Betrachtung, sieht man: Wow, das ist grauenhaft!

ZEIT: Macht es Ihnen Spaß zu provozieren?

Sherman: Es hatte etwas mit Rebellion zu tun, weil ich mich benutzt und nicht ernst genommen fühlte von diesen Sammlern, die sich wie Herdentiere verhielten. Gerade als Frau wollte ich etwas machen, das tougher und nicht so selbstgefällig war. Sicherlich fühlte ich mich irgendwie auch schuldig.

ZEIT: Warum?

Sherman: Ich hatte damals die Vorstellung, dass man nur eine gute Künstlerin sein kann, wenn man kämpft. Dass also Qualität nur durch existenziellen Kampf entstehen kann. Sobald du von deiner Kunst leben kannst, wird deine Arbeit langweilig. Auch die Vorstellung, mich selbst zu wiederholen, hat mir immer Angst eingejagt. Das ist bis heute meine größte Angst, die mich antreibt. Damals war das auch der Auslöser dafür, nicht mehr selbst in meinen Bildern aufzutauchen. Ich hatte das Gefühl, dass ich eine neue Herausforderung brauche und etwas völlig Neues machen sollte, daher habe ich mich aus meinen eigenen Bildern zurückgezogen.

ZEIT: Aber Sie halten sich nicht gerade streng an dieses Prinzip.

Sherman: Wenn ich selbst Spaß haben will, ist der einfachste Weg immer noch, mich selbst vor die Kamera zu setzen. Zur selben Zeit habe ich dann auch ein Angebot bekommen, eine Modestrecke für die *Vogue* zu fotografieren, wo ich mit Filmblut und angeklebten falschen Nasen oder anderen Körperteilen gearbeitet habe. Das war ziemlich lustig. Ich habe mir vorgestellt, das ist jetzt für die französische *Vogue*, für all diese Modefreaks. Das war für mich dann der Auslöser, mit den *Fairy Tales* anzufangen. Es war immer so, dass sich eine Sache aus der anderen ergeben hat, und ich habe dann angefangen, mich mit diesen verstörenden Themen auseinanderzusetzen.

ZEIT: Sie haben auch mal eine Fotostrecke für die Modefirma Comme des Garçons gemacht. Warum das?

Sherman: Ach, das war sehr interessant. Ich habe im Grunde diese Kostüme infrage gestellt, diese Verkleidungen, die Frauen benutzen, um jemand zu werden, der sie gerne sein möchten. Ich wollte meinen Kommentar zu dieser ganzen Modeindustrie liefern. Zu den Abbildungen in den Hochglanzmagazinen.

ZEIT: Was bedeutet Schönheit denn für Sie?

Sherman: Das kann alles sein. In vielen meiner Projekte geht es um das, was die Gesellschaft für Schönheit hält. Ich habe ja viele Dinge gemacht, die auf den ersten Blick sehr verstörend wirken und die ich trotzdem schön finde. Wenn man will, dass etwas schön ist, ist es schön.

ZEIT: Und wo werden Sie demnächst weitermachen?

Sherman: Vielleicht werde ich mich mehr mit der digitalen Bildbearbeitung beschäftigen und auf mehreren Bildebenen arbeiten. Bei den *Clowns* habe ich noch mit Filmen gearbeitet und dann hinterher ein paar Details eingesetzt. Ich habe höchstens mal die Farbe einer Blume verändert oder bei einem Bild mit falschen Brüsten die Hautfarbe angepasst. Ich möchte von so was wie Photoshop aber nicht abhängig werden. Irgendwie habe ich dann das Gefühl zu pfuschen. Ich habe diesen Sprung zur digitalen Fotografie noch nicht vollzogen. Video würde mich auch reizen.

ZEIT: Würden Sie gerne noch mal einen Film machen? 1997 haben Sie ja als Regisseurin den Film *Office Killer* gedreht.

Sherman: Ja, nach der Erfahrung, die ich damals gemacht habe, würde ich heute einiges anders machen. Es war damals ziemlich hart, weil ich überhaupt keine Ahnung vom Filmemachen hatte. Es gab die Anfrage und das Drehbuch, und dann musste alles ziemlich schnell gehen. Dieser Zeitdruck, den ich von meiner eigenen Arbeit her nicht kannte, weil ich ja nicht an Abgabezeiten gebunden bin, hat mich irritiert. Wenn mir etwas nicht gefällt, muss ich es niemandem zeigen und kann es einfach neu machen. Beim Film sind so viele Menschen involviert und so viel Geld. Das ist eine andere Form von Verantwortung. Ich wurde dazu überredet, diesen Film zu machen. Selbst wäre ich nie auf die Idee gekommen, trotzdem lag es irgendwie nahe, dass ich das mache, was gleichzeitig auch mein Problem dabei war. Es ging alles zu schnell, und ich hatte keine Möglichkeit, das vorher zu visualisieren oder ein Storyboard zu machen. Viel zu spät wurde mir auch klar, dass ich viel zu wenig Ahnung hatte, was diese ganzen Ausdrücke betrifft. Es war auch schwierig, den Schauspielern zu vermitteln, was ich gerne wollte. Ich war auch extrem eingeschüchtert von diesen ganzen Profis. Ich war zu schüchtern und sagte immer Sachen wie: Ich hätte gerne »mehr« von irgendwas, das ich nicht definieren konnte. Trotzdem bin ich bis heute mit vielen aus dem Team befreundet.

ZEIT: Würden Sie das heute trotzdem noch mal machen?

Sherman: Mit der Erfahrung, die ich jetzt habe, ja. Das gehört zu einem meiner neuen Projekte. Ich möchte ein paar visuelle Ideen aufschreiben und dann vielleicht erst mal mit der Videokamera experimentieren. Was mich bei meiner Arbeit immer antreibt, sind Dinge, die ich sehe und die ich nicht mag. Wenn ich rausgefunden habe, was ich nicht mag, beginne ich das zu analysieren. Ich versuche herauszufinden, warum ich etwas Bestimmtes nicht mag, und das hilft mir dann wiederum herauszufinden, was ich in meiner eigenen Arbeit sehen möchte.

ZEIT: Also ein negativer Antrieb?

Sherman: Ja, Gedanken, Ideen, die mich visuell negativ anspringen, sind ein Auslöser für meine Arbeit.

ZEIT: Müssen Sie sich auch vor bestimmten visuellen Anreizen schützen?

Sherman: Nein, überhaupt nicht. Im Gegenteil. Ich konsumiere alles. Ich sehe sehr viel fern, gehe ins Kino, neuerdings auch in die Oper. Ich lese viele Zeitungen und Magazine. Das Einzige, was ich leider viel zu wenig mache, ist Bücher lesen.

ZEIT: Worin liegt denn jetzt, wo Sie so viel erreicht haben, noch der Reiz, weiter zu arbeiten?

Sherman: Immer noch darin, allein in meinem Studio zu sein und zu arbeiten. In dieser Einsamkeit habe ich das Gefühl, die völlige Kontrolle über das zu haben, was ich mache. Da weiß ich: Das ist mein Platz in dieser Welt. Dabei spielt es oft überhaupt keine Rolle, was ich mache.

Das Gespräch führte **Claudia Müller**

DIE ZEIT, 21.06.2007 Nr. 26

26/2007